Ursula A. J. Becher

Zwischen Autonomie und Anpassung – Frauen, Jahrgang 1900/1910 – eine Generation?

Der Generationenbegriff als ein leitender Gesichtspunkt in der Geschichtswissenschaft hat in jüngerer Zeit viel Interesse gefunden¹. Ob und auf welche Weise er eine neue weittragende Perspektive auf die Vergangenheit ermöglicht und unsere Erkenntnisse wesentlich erweitert und vertieft, muß sich in der Forschungspraxis erweisen. Der Versuch, das Konzept von Generation und Generationalität auf meine Forschungen zur Bildungsgeschichte von Frauen im 20. Jahrhundert zu übertragen und dabei an vorliegende Arbeiten anzuknüpfen, stößt freilich auf Probleme, ist doch in der bisherigen Diskussion eine geschlechtsspezifische Differenzierung ausgespart². Schon die Benennungen der einzelnen Generationen wie „Hitlerjugendgeneration“, „Flakhelfergeneration“ zeigen, daß dieses Modell primär von männlichen Lebensformen abgelöst worden ist, auch wenn es in diesen beiden Generationen Erfahrungen gegeben hat, die junge Männer und Frauen geteilt haben. Dasselbe gilt für das bekannte Werk von Helmut Schelsky, der die westdeutsche Jugend des Nachkriegsjahrzehnts von 1945 bis etwa 1955 als „skeptische Generation“ charakterisierte. Die durchgehende Verwendung des umfassenden Begriffs „Jugend“ in diesem Werk verdeckt – das zeigen die Beispiele, die seine Aussagen begründen –, daß er allein von der männlichen Jugend spricht. So nennt er als Ergebnis seiner Untersuchung, eine in England gebräuchliche Formel aufnehmend, diese Jugend „die Generation der vorsichtigen, aber erfolgreichen jungen Männer“³. Daß er, von einem Kapitel „Die weibliche Jugend im Beruf“ abgesehen, spezifisch weibliche Lebenszusammenhänge und Einstellungen nicht eigens thematisiert, begründet er mit der „männlich-weiblichen Konformität der jugendlichen Rolle“, die sich in „gleichen Verhaltensformen und -entwicklungen in Arbeit und Beruf“ bei jungen Frauen und Männern ausdrücke. Wo diese Gleichförmigkeit nicht besteht, spricht er von „Abwei-

¹ Ute Daniel, *Kompodium Kulturgeschichte* (Frankfurt a.M. 2000) 330–345.

² Ute Daniel erklärt diese Tatsache mit dem „Moment öffentlicher Wirksamkeit“, das in den Erwartungen der jungen Männer an sich eine große Rolle spiele. Ute Daniel, *Kompodium Kulturgeschichte* 333.

³ Helmut Schelsky, *Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend* (Düsseldorf, Köln 21958) 488.

chungen, die auf diesem Gebiet noch bei den Mädchen vorhanden sind“, und erklärt sie als „Retardierungen einer Anpassung an die industriegesellschaftlichen Verhaltensformen“⁴.

Eine solche implizite Einbeziehung der jungen Frauen ist aus verschiedenen Gründen unbefriedigend: Ihre spezifischen Eigentümlichkeiten werden lediglich als Abweichungen von einer Norm erkennbar und in ein fragwürdiges Fortschrittsmodell eingefügt, das Unterschiede lediglich als temporäre Entwicklungsrückstände erfassen kann. Zugleich wird mit dieser Deutung die Brauchbarkeit des Generationenmodells in Frage gestellt. Denn die Familienbezogenheit der jungen Frauen, ihre Anpassung an vorgegebene Lebensformen, die gleichsam als Phänomene langer Dauer angesehen werden können, stellen gerade nichts spezifisch Neues, kein von früheren Generationen unterscheidendes Merkmal dar. Nach wie vor galt für die weiblichen Angehörigen der „skeptischen Generation“ ein Dasein als Mutter, die sich in einer primär häuslich-privaten Existenz der Erziehung ihrer Kinder widmet, nicht nur als erstrebenswertes Ziel, sondern als eigentliche Norm weiblichen Lebens. Eine davon abweichende Lebensführung von Frauen, die aufgrund höherer Bildungsabschlüsse interessante Berufstätigkeiten aufnahmen und Karrieren erreichten, stand – auch anderen Frauen gegenüber – unter einem gewissen Rechtfertigungszwang. Angesichts so lange fortwirkender Lebensformen über viele Generationen hinweg fragt es sich, ob mit Hilfe des Generationenmodells ein bedeutender Erkenntniszuwachs zu gewinnen ist.

Andererseits gibt es allgemeine Zeiterfahrungen, die für Männer und Frauen gleichermaßen von Bedeutung gewesen sind, weil sie tief in ihr Leben hineinwirkten: politische Umwälzungen, Kriege, wirtschaftliche Not, Formen und Auswirkungen sozialen Wandels, die die eigene Existenz unmittelbar berühren. Auch die von der älteren Generation an die jüngere vermittelten kulturellen Werte und Deutungsmuster prägen sehr oft die allgemeine Weltsicht. Nicht hierin liegt die geschlechtsspezifische Differenz. Wenn man das Generationenmodell sinnvoll auf Frauen und Männer anwenden will, muß man neben der Zugehörigkeit zu bestimmten Altersjahrgängen auch die jeweilige Lebenssituation der Betroffenen in die Betrachtung einbeziehen. So hat – um ein Beispiel zu nennen – die Erfahrung der Studentenbewegung am Ende der 60er Jahre, mehr als die Zugehörigkeit zu bestimmten Alterskohorten, generationsbildend gewirkt. Eine Befragung der in der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts geborenen Frauen nach ihrer Generationzugehörigkeit muß solche Selbstbeschreibungen, die Einstellungen und Lebenspraxis einschließen, ernstnehmen.

Freilich kann ich auf meine Frage keine allgemeine Antwort erwarten, die alle Frauen dieser Altersjahrgänge betreffe, umfaßt meine Untersuchung doch lediglich eine zahlenmäßig begrenzte Gruppe unter ihnen – Abiturientinnen der Ursulinenschule in Haselünne (Emsland). Dennoch könnte ihre Befragung ertragreich sein.

⁴ Ebd. 319.

1. Was diese jungen Abiturientinnen verband, war ihr Streben, alle Bildungschancen zu nutzen, die ihnen die Mädchenschulreform in Preußen eröffnete – das bedeutet: Durch Abitur und Universitätsstudium konnten sie sich neue Handlungsmöglichkeiten erschließen und den von der traditionellen Frauenrolle vorgeschriebenen engen Raum verlassen, um eine neue Welt zu gewinnen. Eine solche Entscheidung verweist möglicherweise auf veränderte Einstellungen, die ein generationelles Merkmal begründen können.

2. Im allgemeinen verbinden wir mit einer von katholischen Ordensschwestern geführten Schule ein konservatives Milieu und die Vermittlung traditioneller Werte. Auf einem solchen konservativen Hintergrund mußten sich spezifische Veränderungen, die auf einen Wandel der Generationen hinweisen, deutlich abheben und eine gewisse Verallgemeinerungsfähigkeit beanspruchen können.

Der preußische Erlaß zur Mädchenschulreform von 1908 stellte fest, es seien „Veranstaltungen nötig, um die Vorbereitung der jungen Mädchen der höheren Stände auch für akademische Berufe, soweit solche für Frauen in Betracht kommen, zweckmäßig zu ordnen“⁵. Diese Reform, von der Frauenbewegung seit langem erstrebt, war – nicht zuletzt aufgrund des Niveaus mancher Mädchenschulen – nicht leicht zu verwirklichen. In dieser Situation fand die Einrichtung von privaten Abiturskursen an der Schule der Ursulinen in Haselünne, die „als höhere Lehranstalt für die weibliche Jugend nach den Bestimmungen vom 18. 8. 1908“ anerkannt worden war, viel Interesse, denn sie bot – anders als die meisten anderen Schulen – eine Vorbereitung auf das Abitur in drei Jahren an.

Die wechselvolle Geschichte von Kloster und Schule in Haselünne ist eng mit der allgemeinen deutschen und europäischen Geschichte verwoben. Immer wieder prägten Vertreibungen und neuer Beginn die Entwicklung vom 17. bis ins 20. Jahrhundert hinein⁶. Im 17. Jahrhundert übernahmen Schwestern des Klarissenordens, die nach dem Westfälischen Frieden ihr bisheriges Kloster hatten verlassen müssen, auf Bitten der Stadt Haselünne Unterricht und Erziehung der jungen Mädchen aus der Region, bis sie ihr Wirken im Jahre 1812 als Folge der Säkularisation einstellen mußten. Erst im Jahre 1854 konnten Ursulinen wieder an diese klösterliche Tradition anknüpfen. Aus mühsamen Anfängen bauten sie Kloster und Schule auf, doch setzte der Kulturkampf ihrem Wirken ein jähes Ende: Kloster und Töchtertschule wurden 1873 aufgehoben, die Schwestern nach Holland verbannt. Aus ihrem Exil in Nymwegen kehrten sie mit einigen Schülerinnen im Jahre 1888 zurück und begannen sogleich, ihre dort gewonnenen Erkenntnisse in Haselünne zu realisieren. Modelle, die sie in Holland kennengelernt und erprobt hatten, versuchten sie nun auch hier zu verwirklichen, so den dreijährigen pädagogischen Kursus, der junge Mädchen auf das Lehrerinnenexamen vorbereitete. Er war das Vorbild für die Abiturskurse, die die Schwestern als Antwort auf

⁵ Bestimmungen über die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens in Preußen (Berlin 1908) 8.

⁶ *Schwester Suitberta Veltman OSU*, Das St. Ursula Gymnasium, in: 725 Jahre Stadt Haselünne (1972/1997) 112–116.

die Mädchenschulreform entwickelten, nachdem der pädagogische Kurs durch die Neuordnung der Lehrerinnenausbildung ausgelaufen war.

Die Abiturkurse entwickelten sich zum werbewirksamen Vorzug der Schule. Mädchen und junge Frauen aus anderen Regionen Deutschlands, die nicht selten in ihrer heimischen Ursulinenschule auf diese Möglichkeit hingewiesen worden waren, entschlossen sich zu dem in Haselünne angebotenen Bildungsweg. Zwischen 1919 und 1927 legten 99 Schülerinnen die externe Reifeprüfung ab, dann wurden die Abiturkurse in ein Realgymnasium umgewandelt, das die Abiturprüfung selbst vornahm. Zwischen 1919 und 1932, dem Zeitraum, in dem die Geburtsjahrgänge von 1900 und 1910/11 ihre Schulzeit abschlossen, haben insgesamt 155 Abiturientinnen die Schule verlassen⁷.

Mag die Aussicht, in drei Jahren das Abitur zu erreichen, auch ein wichtiges Motiv für diese Schulwahl gewesen sein, so sind doch die Beschwerden nicht zu übersehen, die die Mädchen mit dieser Entscheidung auf sich nahmen. Sie bedeutete eine Zeit kargen Lebens. Haselünne war im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts ein abgelegenes, ärmliches, vergessenes Städtchen im Emsland ohne kulturelle Attraktionen; seine Umgebung mußte für manche Entbehrung entschädigen. Gelegentliche Wanderungen „zu den Wachholdern“ wurden von den Internatschülerinnen als bemerkenswerte Ereignisse berichtet. Großstädterinnen fühlten sich nicht selten in der Verbannung.

Die Lebensführung im Internat war außerordentlich karg – sowohl die Unterbringung im Hause als auch die Ernährung. Die allgemeine krisenhafte Wirtschaftslage hatte das Kloster nicht verschont. Eltern, die sich außerstande sahen, das Schulgeld aufzubringen und sich schweren Herzens zur Abmeldung ihrer Töchter gezwungen sahen, wurden von den Schwestern von dieser Entscheidung abgehalten. Ihr Vorschlag an die Eltern, nach eigenem Ermessen den Betrag festzusetzen, war eine humanitäre und pädagogische Geste im Interesse der Schülerinnen, die freilich die Notlage des Klosters verschärfte. Von dem noblen Angebot der Schule profitierten die Schülerinnen. Die meisten von ihnen blieben in Haselünne und bereiteten sich auf ihre Abiturprüfung vor. Ihr Leben war bestimmt von einer völligen Konzentration auf das Lernen bei gänzlichem Verzicht auf alle Freizeitaktivitäten, für die – von den schulischen Zwängen abgesehen – auch keine räumlichen und materiellen Voraussetzungen vorhanden waren. Hinzu kamen Einschränkungen in ihrer persönlichen Freiheit, die diese jungen Frauen, nicht selten zwanzig Jahre und älter, offenbar klaglos auf sich nahmen, in ihren Erwartungen zusätzlich beschwert durch die Tücken des Externenabiturs. Warum nahmen sie ein solches Leben auf sich?

Es war eine Entscheidung, die die meisten von ihnen selbst getroffen hatten. Nicht selten hatten sie ihren Eltern die Zustimmung zu diesem Schulbesuch ab-

⁷ Ich arbeite an einer Studie zur Geschichte von Kloster und Schule in Haselünne, ihrer Lehrerinnen und Schülerinnen. Über das Studium, die berufliche Karriere und die Lebensgeschichten von 111 Abiturientinnen der Jahrgänge 1919 bis 1932 habe ich genauere Informationen. Mit etwa zwanzig von ihnen stand ich in einem näheren Austausch. Aus diesen Begegnungen entstanden Freundschaften, für die ich dankbar bin.

ringen müssen. Das Abitur war ein Ziel, das ihnen aller Mühen wert schien, eröffnete es ihnen doch die Aussicht auf ein Studium, das ihnen wichtig war, und die Qualifikation für einen Beruf, der ihnen ein neues Leben ermöglichen sollte. Der Bildungswille dieser Frauen war sehr ausgeprägt. „Wissen und Einsicht“, so formulierte eine von ihnen im Rückblick ihre Erwartungen an das Studium. Das trifft auch für andere zu: Sie entschieden sich für ein Studienfach, das ihnen sowohl eine persönliche Bereicherung als auch eine sinnvolle Tätigkeit bieten konnte, ob als Lehrerin, Ärztin, Juristin. Sie habe Jura studiert, weil dieses Fach alle Bereiche des menschlichen Lebens betreffe, so erläuterte eine Haselünnerin ihre Wahl⁸. Sie organisierten ihre Studien so, daß sie über die engen Fachgrenzen und das nötige Prüfungswissen hinaus auch andere Denkweisen kennenlernen und weitere Erkenntnisse gewinnen konnten.

Im erinnernden Rückblick konnten sie an dieser Lebensphase nichts Besonderes entdecken, keine hervorstechenden Probleme oder erwähnenswerten Erschwernisse. Abitur und Studium waren für sie ein selbstverständlicher Teil ihres Lebens, der keine gesonderte Beachtung verdiente. Das lag wohl daran, daß sie nicht die ersten Studentinnen waren, die sich an den Universitäten zurechtfinden mußten, sondern ältere Kommilitoninnen vorfanden, die sie in ihren Kreis aufnahmen⁹. Als „normal“ und üblich bezeichneten sie freilich nicht allein ihr Studium, sondern ihren Lebenslauf generell. Obgleich mehrere von ihnen eine bedeutende berufliche Karriere vorweisen konnten, neigten sie nicht dazu, diese als eine besondere herauszustreichen. In vielen Fällen hatte sich ihr Lebenslauf nicht wie eine geordnete „Normalbiographie“ gestaltet; er war nicht das Ergebnis sorgfältiger Planung gewesen, war alles andere als systematisch aufgebaut und strukturiert, so daß ihrem Leben in ihren Augen viel Zufälliges, den verrückten Zeitläuften Geschuldetes anhaftete, Zeitläufte zudem, die sie nicht selten aus vorgezeichneten Bahnen geworfen hatten, von denen sie freilich in anderer Hinsicht profitierten.

Wollte man diese Frauen einer Generation zuordnen, so gehörten sie, ihren Geburtsjahren nach, der „Jahrhundertgeneration“ an¹⁰. Das bedeutet: Sie waren im Ersten Weltkrieg aufgewachsen und hatten die Krisen der Nachkriegszeit, Inflation, Weltwirtschaftskrise und Massenarbeitslosigkeit – einige während ihrer Schulzeit in Haselünne – erlebt. Nicht wenige von ihnen hatten in ihrer Familie

⁸ Meine Materialien für eine Rekonstruktion von Schulzeit, Studien, beruflicher Karriere, Lebensgeschichte der Schülerinnen enthalten zeitgenössische Quellen wie Tagebücher, Briefe, Notizen, Exzerpte, Aufsätze – und Erinnerungen, die mir in Briefen, Gesprächen und Interviews anvertraut wurden.

⁹ Im Wintersemester 1925/26 betrug der Anteil der Studentinnen 11,5% aller Studierenden, während er im Jahre 1921 noch 9,5% betragen hatte. Dazu: *Claudia Huerkamp*, *Bildungsbürgerinnen. Frauen im Studium und in akademischen Berufen 1900–1945* (Göttingen 1994) 77.

¹⁰ *Jürgen Reulecke*, *Generationen und Biografien im 20. Jahrhundert*, in: *Bernhard Strauß, Michael Geyer* (Hrsg.), *Psychotherapie in Zeiten der Veränderung. Historische, kulturelle und gesellschaftliche Hintergründe einer Profession* (Wiesbaden 2000) 35.

geliebte Menschen verloren, die Brüchigkeit der Existenz erfahren und materielle Not erlebt. Der Untergang der Vorkriegswelt war für sie alle eine gemeinsame Erfahrung. Viele Haselünnerinnen kamen als Töchter von Lehrern, kleinen Kaufleuten, Bauern aus bescheidenen sozialen Verhältnissen und waren der Krise besonders hart ausgesetzt. Andere entstammten wohlhabenden Familien, die zusehends verarmten. Eine Welt scheinbarer Sicherheit war im Grauen des Krieges untergegangen. Was aus den Krisen der Nachkriegszeit hervorgehen würde, war kaum zu erkennen. Diese gemeinsamen Erfahrungen verbanden diese jungen Frauen zu einer Generation.

Die jungen Männer, unter denselben allgemeinen Bedingungen aufgewachsen wie ihre Schwestern, mochten ähnliche Erfahrungen durchlebt haben wie diese. Aber im Unterschied zu den jungen Frauen fand ihr Schicksal Beachtung in der öffentlichen Diskussion. Einer aus dieser Kriegsjugend, Ernst Günther Gründel, Jahrgang 1903, hat in einem viel beachteten Buch¹¹ seine Altersgenossen als Opfer von „Weltkrieg, Umsturz und Kulturkrise“ gesehen und sie als „Enterbte“ bezeichnet. Mit dem Bankrott der alten Generation, den er schonungslos zeichnete, waren ihre Zukunftsaussichten – die von ihnen erwarteten glänzenden Positionen in der bürgerlichen Welt – zunichte geworden. „Wir sind als ganze, große Schicht enterbt und ausgesetzt worden, um für die großen Aufgaben reif zu werden, die unserer harren.“¹² Aus dem Absturz dieser Generation folgte Gründel eine besondere Auszeichnung und die Voraussetzung ihres Aufstiegs. Wohin ihre Sendung führte, wurde spätestens in den 30er Jahren offenbar.

Und die jungen Frauen? Traf Gründels Diagnose auch auf sie zu?

Zweifellos waren auch sie Opfer des Krieges. Sie hatten den Verlust bürgerlicher Sicherheiten zu ertragen, was nicht selten Not und Armut bedeutete. Ihre Zukunft – die Aussicht auf eine Heirat – war angesichts der vielen Kriegstoten in Frage gestellt. Nicht nur die allgemeine Ordnung, die Vorkriegswelt, ging in der Revolution und den nachfolgenden Krisen zugrunde, auch die persönliche Weltordnung der Jugendlichen löste sich auf. Hatten nicht auch sie allen Anlaß, sich als „Enterbte“ zu fühlen?

Ihre Entwicklung schildert eine Haselünnerin, Jg. 1902, aus einer wohlhabenden Berliner Familie stammend:

1918 war ein ganz großer Einbruch ... Mein Vater ist plötzlich gestorben mitten in der Revolution. Da ich meinen Vater sehr geliebt habe, ... bedeutete sein Tod einen solchen Einbruch, eine solche Trauer, die sich dann gemischt hat mit der Revolution und der Inflation. Der Vater war weg, der Ernährer war weg, die Armut ...

Sie fährt fort:

Aber es war gleichzeitig etwas anderes da. Der Vater war weg, das Alte war weg, und es war gleichzeitig ein Aufbruch zu neuen Freiheiten, nicht nur in meinem Leben, sondern überhaupt.

¹¹ E. Günther Gründel, Die Sendung der Jungen Generation. Versuch einer umfassenden revolutionären Sinndeutung der Krise (München 1932) 31–42.

¹² Ebd. 41.

Sie gibt mit diesen Worten eine Erfahrung wieder, die – über ihr persönliches Schicksal hinaus – auch von anderen Haselünnerinnen geteilt wurde und deren Ambivalenz sie erst mit der Zeit durchschaute. Mit dem Untergang der alten Welt ging vieles verloren, was sie in ihrem bisherigen Leben gehalten hatte – eine Ordnung, die ihnen Halt und Orientierung vermittelt hatte; heimatliche Vertrautheit, die Sicherheit verbürgte und sie menschlich angenommen und beglückt hatte. Der Verlust dieser Geborgenheit erfüllte sie mit Trauer. Zugleich aber tat sich etwas Neues vor ihnen auf.

Mit dem Alten, Vertrauten war auch manch Erstarrtes, Überholtes dahingegangen. Sie gewannen neue Möglichkeiten, ihr Leben zu gestalten, und eroberten Handlungsräume, die ihren Müttern verschlossen gewesen waren. Berufe, die ihnen bisher verwehrt waren – etwa im Bereich der Justiz – waren für sie nun erreichbar. Alte Rollenbilder schienen ins Wanken zu geraten, und eigenständige Selbstdefinitionen waren möglich. Freilich lebten sie im Ursulinenkloster von Haselünne in einer katholischen Welt mit dogmatisch definierten Glaubenslehren und moralischen Vorschriften, die der Auflösung der alten Welt gerade widerstand. Wie kommt es, daß für die meisten Haselünnerinnen der Katholizismus nicht zu der alten, abgelebten Welt gehörte, die zu Recht unterging?

Eine Erklärung für diese Überzeugung dürfte die inferiore Stellung der Katholiken im Kaiserreich gewesen sein, die nicht ohne Auswirkung auf die Vorstellungen der Schülerinnen von sich selbst und ihre Identitätsbildung gewesen sein dürfte. Vieles spricht dafür, daß die Erinnerung an den Kulturkampf, der die Auflösung des Haselünner Klosters verfügt hatte, in der Schule präsent war. Die langjährige Leiterin der Schule, M. Theresia Breme, hatte als Folge dieser Ereignisse ihre Schulzeit in der Ursulinenschule von Nymwegen verbracht, und sie gehörte zu den ersten Schwestern, die nach der Rückkehr aus dem Exil ins Haselünner Kloster eingetreten waren. Der Eindruck, nicht als geachtetes Mitglied zum deutschen Kaiserreich gehört zu haben, könnte zu der Vorstellung beigetragen haben, von seinem Untergang nicht wirklich betroffen gewesen zu sein, eine Einschätzung, die sich in der Weimarer Republik bestätigte, als die Katholiken ihre Außenseiterposition verloren¹³. In den späteren Gesprächen der Haselünnerinnen spielten solche politischen Bezüge keine hervorragende Rolle; diese Erfahrungen färbten ihre Stimmung dem Staat gegenüber eher unterschwellig ein.

Wesentlicher für ihre Urteilsbildung war die Gestalt des Katholizismus, der ihnen in Haselünne begegnete. Sicher kann man unterschiedliche Eindrücke gewinnen – Tendenzen in Schule und Unterricht, die Schülerinnen gegen die angeblichen Gefährdungen der Moderne zu immunisieren, sind unverkennbar –, aber unter den Haselünner Schwestern waren beeindruckende Persönlichkeiten, die den Anspruch einlösten, ihre Schülerinnen zu eigenständigen, verantwortungsbewußten Menschen zu erziehen. So definierte eine Haselünnerin im Rückblick das Erziehungsziel, auf das hin ihr Leben in der Ursulinenschule ausgerichtet gewesen

¹³ Zur Stellung der Katholiken in Kaiserreich und Weimarer Republik vgl. *Heinz Hürten*, *Deutsche Katholiken 1918–1945* (Paderborn 1992) 13–74.

war. Der Religionsunterricht bei *Mater Theresia Breme*, der überragenden Persönlichkeit der Schule, war offenbar so überzeugend und intellektuell anspruchsvoll, daß eine ehemalige Schülerin später sagen konnte: „Mein Denken hat sich weiter entwickelt, aber die Konstanten, die ich in Haselünne erwarb, habe ich nicht verrücken müssen.“ Viele Schülerinnen mögen sich in die traditionellen Formen religiöser Praxis fraglos eingefügt haben. Den Nachdenklichen und Zweifelnden freilich, die ihren Zweifel aussprachen und die angebotenen Frömmigkeitsformen für sich ablehnten, wurde ein weiter Raum der Freiheit zugestanden, ihren eigenen Weg zu finden.

Wichtig in vielerlei Hinsicht und auch in dieser war der Einfluß der Jugendbewegung: Mehrere Haselünnerinnen gehörten dem Katholischen Jugendbund Quickborn an und blieben ihm über die Jahre hinaus verbunden. Er hat sie für ihr Leben geprägt. Bei den Veranstaltungen auf Burg Rothenfels erlebten sie eine katholische Erneuerungsbewegung, die sie zur aktiven Mitgestaltung aufrief. Wie im politisch-gesellschaftlichen Leben ließ sich offenbar auch im Katholizismus Altes, Überholtes trennen von Neuem, Zukunftsfähigem, und an diesem Aufbruch nahmen sie begeistert teil. Die Gemeinschaft von Jungen und Mädchen im Leben des Quickborn – neu und unerhört, von der Kirche kritisch beäugt – war für die Jugendlichen eine wichtige Lebenserfahrung. Das Erlebnis der Gemeinschaft bedeutete für die meisten eine Ausweitung ihrer selbst und zugleich eine Stärkung ihrer Individualität, wurde die Gemeinschaft doch erst durch das aktive Tun eines jeden einzelnen und aller gestiftet. Sie äußerte sich in neuen Formen religiöser Praxis: von der liturgisch gestalteten Messe am Morgen bis zur abendlichen Gesprächsrunde mit Romano Guardini im Rittersaal um eine brennende Kerze geschart – von den meisten Teilnehmern und Teilnehmerinnen als Höhepunkt der Tage in Rothenfels empfunden¹⁴. Solche Erfahrungen von Erneuerung und Aufbruch bestätigten den Jugendlichen, abgelebte, erstarrte Formen in religiöser Praxis und Lebensführung überwunden und – auch in der Kirche – die Zukunft für sich zu haben.

Waren sie „Enterbte“? Gründels Analyse der Nachkriegsjugend galt wohl allein den männlichen Jugendlichen, auf die Haselünnerinnen traf sie nicht zu. Obgleich ihre spätere Position in der bürgerlichen Gesellschaft – sei es als Ehefrau oder in einem Beruf, der ihnen eine auskömmliche Existenz garantieren konnte – ganz ungewiß war, konnten sie sich schwerlich durch die Krisen der Gegenwart um eine aussichtsreiche Karriere beraubt fühlen, die für ihre Mütter, die Frauen der Vorkriegszeit, nie bestanden hatte. So leiteten sie denn auch aus ihrer Lebenssituation trotz all der bitteren Erfahrungen ihrer jungen Jahre keine besondere „Sendung“ ab.

Die Katastrophe des Krieges hatte für sie eine andere Konsequenz: Sie nutzten die Chancen, die sich für sie nach dem Untergang der alten Welt auftaten. Bürgerliche Konventionen mußten sie nicht einschränken, sofern deren fortdauernde Geltung

¹⁴ *Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz*, Romano Guardini 1885–1968. Leben und Werk (Mainz 1995) 181.

sie nicht weiter überzeugte und sie die Selbstsicherheit aufbrachten, aus dieser Erkenntnis auch gegen Widerstände praktische Folgerungen zu ziehen. In der Jugendbewegung hatten sie eine unbürgerliche Lebenspraxis kennengelernt. Sie hatten Gelegenheit gehabt, neue Verhaltensformen zu erproben und Freude am einfachen Leben zu empfinden. Das waren günstige Voraussetzungen dafür, ausgetretene Pfade zu verlassen und neue Wege für ihre Lebenssituation zu finden. Meist kam es darauf an zu experimentieren nach der von ihnen gern geäußerten Formel: „Wir wurschtelten uns so durch“, was nicht selten bedeutete, Lösungen für familiäre Notsituationen oder Nischen für eine berufliche Tätigkeit zu finden und Provisorien als Chancen für sich zu akzeptieren. Diese Haltung war den turbulenten Zeitläuften und den Unsicherheiten ihrer beruflichen Situation angemessen.

Die Situation in den einzelnen Berufen unterschied sich sehr voneinander und verlangte von den Haselünnerinnen Phantasie, Beharrlichkeit und Anpassungsbereitschaft, um eine befriedigende Arbeit und eine sichere Existenz zu finden und in den wechselvollen Zeitumständen durchzuhalten. Die Wege der Haselünnerinnen in den Berufen, die sie mehrheitlich wählten – Apothekerin, Ärztin, Lehrerin, Juristin – verliefen selten gradlinig. Das Leben der Apothekerinnen und Ärztinnen scheint noch am stabilsten verlaufen zu sein, weniger angefochten von den Gefährdungen der Zeit. Die Apothekerin, die die väterliche Apotheke übernahm und ein Leben lang weiterführte, die Ärztin, die mit ihrem Mann eine Gemeinschaftspraxis eröffnete – sie mochten in den schwierigen Zeiten ihre Probleme gehabt haben, Geschäft und Praxis dauerhaft zu sichern, aber sie konnten ihr Leben auf eine Existenz gründen. Anders erging es den Lehrerinnen. Sie fanden oft erst nach langen Jahren der sogenannten Wartezeit, in der sie verschiedene, nicht selten fachfremde Aufgaben wahrgenommen und in anderen Berufsfeldern Erfahrungen gesammelt hatten, eine Stelle im Schuldienst.

Am schwierigsten gestaltete sich die Laufbahn der Juristinnen. Ihnen waren erst nach langen Auseinandersetzungen im Jahre 1922 alle Berufe der Rechtspflege geöffnet worden, schon bald nach dem Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft wurden sie ihnen wieder verschlossen¹⁵.

Eine ganze Reihe der Haselünnerinnen hatte Jura studiert und mußte sich nun mit den wechselnden Bestimmungen auseinandersetzen. Nur einer von ihnen – Hildegard Gethmann (Jg. 1903) – gelang es noch, im Jahre 1935 die Zulassung als Rechtsanwältin zu erlangen, bevor den Frauen ab 1936 dieser Weg verbaut wurde. Andere, die es ihr hatten nachtun wollen oder das Amt einer Richterin oder Staatsanwältin erstrebten, mußten sich beruflich anders orientieren:

Gertrud Veltman (Jg. 1911) trat wenige Wochen vor Beginn des Krieges als Sachverständige in ein weltbekanntes Industrieunternehmen ein und verdankte ihre Stelle, wie man ihr unzweideutig zu verstehen gab, dem Umstand, daß Männer nicht mehr in ausreichendem Maße zur Verfügung standen.

¹⁵ *Deutscher Juristinnenbund* (Hrsg.), *Juristinnen in Deutschland. Eine Dokumentation 1900–1989* (Frankfurt 1989) 6–21. Vgl. hierzu auch: *Claudia Huerkamp*, *Bildungsbürgerinnen* 274–295.

Barbara von der Heyden (Jg. 1907) arbeitete zunächst als juristische Hilfsarbeiterin in einem Berliner Anwaltsbüro, dann als Landwirtschaftsgehilfin auf einem schwäbischen Bauernhof und wurde schließlich im Jahre 1944 in einer Rechtsberatungsstelle in Karlsruhe dienstverpflichtet – ein Lebensweg, der beispielhaft zeigt, welche Flexibilität und Anpassung an veränderte Bedingungen von den Frauen dieser Generation aufgebracht werden mußten. Ihre eigentlichen Karrieren erlebten diese Frauen erst in der Bundesrepublik:

Hildegard Gethmann gründete mit Kolleginnen den Juristinnenbund und kämpfte von dieser Position aus für eine zeitgemäße Entwicklung des Familienrechts in der Bundesrepublik Deutschland. Gertrud Veltman wurde zu Beginn der siebziger Jahre zur ersten und einzigen Direktorin, die die Firma Mannesmann je hatte. Barbara von der Heyden wirkte in den letzten zehn Jahren ihres beruflichen Lebens als Richterin am Hessischen Landessozialgericht in Darmstadt.

Andere Lebensläufe gestalteten sich komplizierter. Die drei genannten Haselünnerinnen – Hildegard Gethmann, Gertrud Veltman und Barbara von der Heyden – waren unverheiratet, eine Tatsache, die auf ihren beruflichen Lebensweg nicht ohne Einfluß geblieben war, und das in zweifacher Hinsicht: Einerseits hatten sie sich, unbeschwert von Familienpflichten, ganz ihrer beruflichen Tätigkeit widmen können. Andererseits – und das war wohl entscheidender – war ihre Konzentration auf eine außerhäusliche Erwerbsarbeit existenznotwendig. Es gab keinen Ernährer, der für sie eintreten konnte; sie hatten nicht die Möglichkeit, sich in ungünstigen Zeiten für eine Weile in eine private Existenz zurückzuziehen. Sie hatten selbst für ihr Leben einzustehen: eine allgemeine Maxime, die sich in ihrem Leben freilich unübersehbar konkretisierte.

Für die verheirateten Frauen, die die Verantwortung für Kinder trugen und neben ihren familiären Pflichten nach einer Berufstätigkeit strebten, war die Lage schwierig. Ihr Wunsch ließ sich in der Regel nur mit einem Höchstmaß an Erfindungsgabe und Organisationstalent verwirklichen. Es gab Haselünnerinnen, die diese Fähigkeiten aufbrachten und sich auf ein Abenteuer einließen. Keiner von ihnen gelang eine Anstellung auf Dauer oder eine kontinuierliche Berufstätigkeit in anderer Form, auch wenn sich die meisten von ihnen immer wieder sachlichen Aufgaben widmeten.

Die Ärztin, die mit ihrem Mann eine gemeinsame Praxis unterhielt, bestimmte selbst in Absprache mit ihm Art und Ausmaß ihres Wirkens, und von den Prioritäten, die sie setzte, hing es ab, ob sie sich mit der Rolle einer Helferin ihres Mannes begnügte oder sich als Kollegin engagierte. Andere Haselünnerinnen mußten sich auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt behaupten. Und da waren es nicht allein Veränderungen der familiären Situation – neue Positionen des Mannes, Wechsel des Wohnortes –, die eine regelmäßige Berufstätigkeit der Frauen unterbrachen; auch Arbeitsangebote waren nicht immer leicht zu finden.

Rigide staatliche Bestimmungen schränkten ihre Chancen nicht unerheblich ein. Lehrerinnen waren im Kaiserreich verpflichtet gewesen, bei einer Verheiratung aus ihrem Beruf auszusteigen. Mit solchen Diskriminierungen wollte die Weimarer Republik aufräumen. Und in der Tat stellte der Artikel 128, Absatz II

der Weimarer Verfassung fest: „Alle Ausnahmebestimmungen gegen weibliche Beamte werden beseitigt.“ Die Praxis sah freilich anders aus. Im Zuge des Personalabbaus im öffentlichen Dienst wurde der Ausschluß verheirateter Beamtinnen weiter betrieben. Dieses Vorgehen wurde schließlich mit dem Gesetz über die „Rechtsstellung der weiblichen Beamten“ im Jahre 1932 bestätigt, das die Entlassung der weiblichen Beamten bei einer Verheiratung vorsah, sofern sie wirtschaftlich versorgt waren¹⁶. Keine der verheirateten Lehrerinnen unter den Haselünnerinnen hat ihren Beruf ausgeübt.

Einschränkend wirkte sich auch das im selben Gesetz verfügte Verbot des sogenannten „Doppelverdienertums“ aus. Mit dieser Begründung mußte trotz des großen Bedauerns ihrer Vorgesetzten Hedwig Bolterauer ihre Stellung in der Nationalbibliothek in Wien aufgeben, obgleich das Gehalt ihres Mannes, eines Mittelschulprofessors, für eine fünfköpfige Familie nicht gerade üppig war.

Neben solchen Behinderungen durch staatliche Vorschriften konnte auch die nicht abgeschlossene Professionalisierung eines Studienfaches die Suche nach einer Berufstätigkeit erschweren. Das war der Fall der Psychologie, die sich erst allmählich aus der Philosophie als eigenständige Disziplin herausbildete und für ihre Absolventen noch keine spezielle Berufsausbildung vorsah¹⁷. Hedwig Bolterauer, bei Karl Bühler in Wien im Fach Psychologie promoviert, mußte sich daher nach anderen – auch fachfremden – Möglichkeiten umsehen und entschloß sich zu einer zusätzlichen Ausbildung zur Wissenschaftlichen Bibliothekarin. Nach ihrer Entlassung aus der Nationalbibliothek bemühte sie sich innerhalb dieses Berufes um neue Aufgaben. So baute sie in den 30er Jahren in Wien Arbeiterbüchereien auf und leitete sie, bis sie von den Nationalsozialisten nach dem Anschluß Österreichs aus dieser Stellung vertrieben wurde. Da auch dieser Berufsweg verschlossen war, begann sie mitten im Krieg in Berlin ein Medizinstudium, das sie zwar nach zwei Semestern wieder aufgab, doch kehrte sie mit einer wichtigen Information nach Wien zurück: Dort bilde August Aichhorn, ein Schüler Sigmund Freuds, Psychoanalytiker aus. Diese Nachricht gab ihrem Leben eine neue Wendung. In gewisser Hinsicht konnte sie an ihr Psychologiestudium anknüpfen und mit ihrer Ausbildung zur Psychoanalytikerin vollenden. Noch im Alter von neunzig Jahren wirkte sie in diesem Beruf zum Wohle ratsuchender Menschen.

Auch wenn sich bei nicht wenigen Frauen meiner Untersuchungsgruppe ein lebhaftes Interesse an einer Berufstätigkeit und ein großes Engagement bei der Verfolgung ihrer Ziele beobachten lassen, ist der geschilderte Lebenslauf doch exzeptionell. Die Mehrheit der Mütter hat sich ganz der Erziehung ihrer Kinder gewidmet und jeden anderen Ehrgeiz aufgegeben. Das leise Bedauern mancher Eltern, die viele Opfer für die Ausbildung ihrer Töchter gebracht hatten, das ihnen nun vergebens schien, konnte nicht ins Gewicht fallen, folgten die Mütter

¹⁶ Dazu *Claudia Huerkamp*, Bildungsbürgerinnen 215–223.

¹⁷ *Mitchell G. Ash*, Die experimentelle Psychologie an den deutschsprachigen Universitäten von der Wilhelminischen Zeit bis zum Nationalsozialismus, in: *Mitchell G. Ash, Ulfried Geuter* (Hrsg.), Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert (Opladen 1985) 45–82.

doch einer unabweisbaren Pflicht, wie sie der allgemeine Verhaltenskodex vorschrieb. Der Zweite Weltkrieg mit seinen Verlusten war es, der solche Vorschriften lockerte oder ganz außer Kraft setzte: Es verstand sich von selbst, daß Kriegerwitwen für ihre Kinder sorgen und dazu die Aufgabe des Vaters und Ernährers mit übernehmen mußten. Wieder war es der Krieg, der die Verhältnisse durcheinanderwarf, der Verlust und Trauer mit sich brachte und zugleich die Chance, neue Wege zu gehen, mit ihrem Leben – freilich unter erschwerten Bedingungen – zu experimentieren und Karrieren in einem Alter zu erreichen, die sie nicht für möglich gehalten hatten. Aber wenn diese Erfolge sie auch mit Freude und Stolz erfüllen mochten, so vergaßen sie nicht, daß sie letztlich auf eine Ausnahmesituation zurückgingen, die nicht unbedingt eine neue Ordnung oder eine Veränderung von Verhaltensnormen begründen konnte¹⁸.

Eine Untersuchung der gewählten und praktizierten Lebensformen bestätigt diese Einstellung. Die ledigen Haselünnerinnen vermeiden es, wenn sie es nur eben einrichten können, allein zu leben. Die heute verbreitete „Single“-Existenz wäre ihnen fremd und ganz und gar nicht erstrebenswert erschienen. Ihre Vorstellung eines gelungenen und erfreulichen Lebens spielte sich in Familien ab, so wie es ihnen ihre Eltern vorgelebt hatten. Da sich ihnen diese Möglichkeit durch Heirat und die Geburt von Kindern nicht geboten hatte, suchten sie nach anderen Formen familiären Lebens, die nicht in jedem Fall verwandtschaftliche Beziehungen voraussetzten. So hat Helene Hoppe, eine Studienrätin, mit einer Kollegin ein gemeinsames Leben geführt, das erst mit dem Tod der Freundin endete. Die meisten ledigen Haselünnerinnen suchten freilich, die Beziehung zu ihrer Herkunftsfamilie zu intensivieren. Hildegard Gethmann war froh, in der Nähe ihrer verheirateten Schwester zu leben, und pflegte enge Kontakte zu deren Familie. In ihrem hohen Alter kehrte sie in ihr Elternhaus zurück. Andere lebten viele Jahre in und mit der Familie ihrer Schwester oder ihres Bruders, die für sie eine eigene: ihre Familie bedeutete. Ihre Einstellung zu dieser unterschied sich nicht von jenen, die üblicherweise mit Familien verbunden werden. Bei auftretenden Problemen waren sie bereit, die Bedürfnisse ihrer Angehörigen über die Interessen ihrer Karriere zu stellen. So verzichtete Gertrud Veltman, nachdem sie nur wenige Jahre die Position der Direktorin ihres Unternehmens mit Freude ausgefüllt und sich ihrer Privilegien erfreut hatte, auf diese Tätigkeit und zog sich mit 61 Jahren ins Privatleben zurück. Nach der Erkrankung ihres Bruders, in dessen Haushalt sie lebte, sah sie ihre Aufgabe darin, ihre Schwägerin bei seiner Pflege zu unterstützen.

Was die Frauen dieser Altersjahrgänge verband und sie – wenn man es so sehen will – zu einer Generation zusammenschloß, waren die gemeinsam erlebten einschneidenden zeitgeschichtlichen Ereignisse, die unübersehbar in ihr Leben hineinwirkten und sie zu produktiven Antworten herausforderten. Zwei Weltkriege hatten die ihnen vertraute Welt grundlegend verändert: Aus dem Untergang der Vorkriegswelt hatten sie neue Perspektiven für ihre Lebensgestaltung gewonnen.

¹⁸ Ute Frevert, *Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit* (Frankfurt a.M. 1986) 254 f.

Schulbesuch und Studium hatten ihnen neue Tätigkeitsfelder eröffnet, die sie mit Freude und jugendlichem Engagement ausfüllten. Manche Wege verloren sich in den 30er Jahren wieder. Die Herrschaft der Nationalsozialisten bedeutete für manche einen tiefen Einbruch in ihre Existenz. Die beiden jüdischen Mitschülerinnen, tief getroffen und in ihrem Leben bedroht, konnten sich am Ende nach Südamerika retten. Bemühungen einiger Haselünnerinnen, den Kontakt zu ihnen in der Nachkriegszeit wiederzubeleben und sie nach Deutschland einzuladen, schlugen fehl. Die beiden Jüdinnen hatten offenbar kein Interesse, das Land wiederzusehen, das sie so schmachvoll aus ihrer Heimat vertrieben hatte.

Liest man in Briefen, die Haselünnerinnen in den Jahren 1933 und 1934 miteinander gewechselt haben, gewinnt man den Eindruck, auch sie fühlten sich verfolgt und bedroht. „In unseren Bekanntenkreisen“ schreibt eine von ihnen im Oktober 1933, „ist durch Abbau so viel Not und Kleinmut, daß man gar nicht weiß, wie helfen. In den Berliner Ämtern zeigt sich die allgemeine Tendenz, alles, was katholisch war, mit Zentrums politik zu identifizieren und sie dementsprechend abzubauen. F. K. ist auch ohne Pension abgebaut.“ Begreiflicherweise konnte man zu einem so frühen Zeitpunkt das grauenhafte Ausmaß der Judenverfolgung nicht voraussehen, aber war die Konzentration auf das katholische Schicksal nicht geeignet, den Blick auf das Leiden der Juden zu verdecken? Ob freilich die in diesem Brief vertretene Meinung unter den Haselünnerinnen vorherrschte und ob die beschriebenen Erfahrungen auch die eigenen wiedergeben, läßt sich nicht eindeutig ermitteln. Eine Mehrheit von ihnen wird sich vermutlich wie schon so oft „durchgewurschtelt“ haben.

Der Zweite Weltkrieg räumte manche dieser neu geschaffenen Hindernisse notgedrungen wieder weg: Juristinnen, die im angestrebten Beruf nicht hatten arbeiten können, wurden nun zu juristischer Tätigkeit dienstverpflichtet, andere nahmen die Stellungen ein, die durch den Weggang der Männer frei geworden waren.

Vergleicht man die Frauen der „Jahrhundertgeneration“ mit der Generation ihrer Mütter, so fallen bei den Jüngeren die höheren Bildungsabschlüsse und ihre Berufstätigkeiten auf. Sollte dies das Unterscheidungsmerkmal zwischen diesen beiden Generationen sein? Eine Antwort setzt eine genauere Untersuchung der älteren Generation voraus. Zu ihr gehörten nicht allein die in der Regel zwischen 1870 und 1880 geborenen Mütter der Schülerinnen, sondern auch die Vertreterinnen der Frauenbewegung, die den Frauen das Recht auf Studium und Beruf erstritten hatten; gehörten die Ursulinen in Haselünne, die selbst die Bildungsmöglichkeiten ihrer Zeit ausgeschöpft und ihren Schülerinnen den Weg zu deren Zielen geebnet hatten.

Die meisten Schwestern hatten zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Lehrbefähigung für höhere Mädchenschulen erworben und legten einige Jahre später die Oberlehrerinnenprüfung ab. Die um einige Jahre Jüngeren gelangten über den sogenannten „vierten Weg“ zum Universitätsstudium¹⁹. Das geschah zweifellos im

¹⁹ Der sogenannte „vierte Weg“ öffnete Lehrerinnen den Zugang zu einem Universitätsstudium. Vgl. die „Abänderungen der bisherigen Vorschriften für die Oberlehrerinnenprü-

Interesse der Schule in Haselünne, die im Hinblick auf ihre weitere Entwicklung über eine ausreichende Zahl akademisch gebildeter Lehrerinnen verfügen mußte. Aber die Schwestern meinten nicht allein dem höheren Auftrag zu folgen, sie waren dankbar, die Chance zu einem Studium zu erhalten. Der Bildungswille verband sie mit ihren späteren Schülerinnen. Auch in der Intensität ihres beruflichen Wirkens standen sie den Jüngeren nicht nach. An Mater Theresia Breme (Jg. 1873) läßt sich die Vielfalt der Aktivitäten studieren. Sie war Lehrerin, Ordensschwester, Schriftstellerin und als Leiterin von Schule und Kloster in schwierigen Zeiten einer Unternehmerin vergleichbar. Mit Souveränität und Geschick verhandelte sie mit Stadt, Staat und kirchlichen Behörden, bis im Jahre 1941 auch ihre Kunst am Ende war: Ihre Schule wurde aufgelöst und in eine NAPOLA umgewandelt; die Schwestern wurden aus ihrem Kloster vertrieben.

Vergleicht man die beiden Generationen nach den Kriterien Bildungsabschlüsse und Berufstätigkeit scheinen die Unterschiede nicht so deutlich und hart zu sein, wie der Blick auf den Krieg als bestimmendes Ereignis und Erlebnis zunächst suggerierte. Manche Leistungen der Jüngeren waren von den Älteren vorgeprägt und vorbereitet. Die „Jahrhundertgeneration“, die solche Aspirationen als ihre eigenen erkannte, nahm als Verpflichtung auf, was ihr als unvollendet, als vergebens erhofft überkommen war. Nicht zuletzt aufgrund ihrer jüngsten geschichtlichen Erfahrungen suchten sie die Gesetzgebung der Bundesrepublik Deutschland im Sinne einer tatsächlichen Gleichstellung der Frau zu beeinflussen. In diesem Sinne haben sich die Juristinnen um Hildegard Gethmann in den restaurativen 50er Jahren engagiert. So betrachtet hat jede Generation auf ihre Weise und nach ihrem Vermögen zur geschichtlichen Entwicklung beigetragen.

Das zeigte die bisherige Untersuchung, die an bestimmten Merkmalen Generationsbildung zu erkennen suchte: am Bildungswillen, der sich in Schullaufbahn und Studium äußerte, und am öffentlichen Wirken im Beruf. Während in beiden Generationen, bei Lehrerinnen und Schülerinnen, ein starkes Bildungsinteresse vorhanden war, konnten erst die Jüngeren ihre Ziele erreichen. Es waren die Schulreformen zu Beginn des 20. Jahrhunderts, die die Voraussetzungen schufen, daß sie die Abiturprüfung ablegen, studieren und einen akademischen Beruf ausüben konnten. Untersucht man die gewählten Lebensformen der älteren und jüngeren Jahrgänge, so zeigt sich freilich, daß ältere Normen weiblichen Lebens weiterhin bestimmend geblieben sind und die Einstellungen der ledigen und verheirateten Frauen prägten. Es fragt sich freilich, ob die Haselünnerinnen diesem Urteil zugestimmt hätten.

Eine von ihnen, Josefa Fischer-Erling, hat sich im Jahre 1928 in einer Zeitschrift des Quickborn mit „einem Problem unserer Zeit“ auseinandergesetzt und dabei den Generationenbegriff als unterscheidendes Kriterium eingeführt²⁰. Die Auto-

fung“ (1909), abgedruckt in: *Emmy Beckmann* (Hrsg.), *Die Entwicklung der höheren Mädchenbildung in Deutschland von 1870–1914*, dargestellt in Dokumenten (Berlin 1936) 177.

²⁰ *Josefa Fischer-Erling*, *Zu einem Problem unserer Zeit*, in: *Helene Helming* (Hrsg.), *Der neue Ring. Zeitschrift für Mädchen und junge Frauen* (M.-Gladbach 1928) 113–116.

rin, Jg. 1900, lange Jahre im Quickborn aktiv und in Leitungsfunktionen tätig, Juristin, später Mutter von vier Kindern, wollte in ihrem Aufsatz mit ihren Leserinnen eine neue Einstellung zur Moral finden, die „in einer Zeit der Verworrenheit“, in der viele Begriffe einen „ungeheuren Umsturz“ erfahren haben, keine Orientierung mehr gäbe. In ihrer Zeitanalyse traf sie klare Unterscheidungen zwischen den Erfahrungen und Anschauungen zweier Generationen, der älteren und der gegenwärtigen: „Wir sind Menschen unserer Zeit, aber nicht einer früheren Generation.“ Für ihre Generation gelte: „Wir sind nicht mehr eingelullt in das warme Bett gegebener Sitten und Anschauungen, wo wir behaglich schlummernd, doch gut und sicher durchs Leben kamen.“ Was sie geprägt habe, sei, „dass wir unseren Körper neu entdecken mussten, der in der vorigen Generation gedarrt und gehungert hatte“. In der Überwindung einer jahrhundertlangen Leibfeindlichkeit sieht sie den entscheidenden Wandel, der sich in ihrer Generation – nicht zuletzt durch die Jugendbewegung – vollzogen habe. Der Gehemmtheit und Unterdrückung, den entleerten bürgerlichen Konventionen der älteren Generation setzt die jüngere die Befreiung des Körpers und die Versöhnung mit der Natur entgegen. So glücklich und dankbar Josefa Fischer-Erling diese Entwicklung konstatiert, so beunruhigt ist sie von anderen Erscheinungen. Dem offensichtlichen Verlust moralischer Maßstäbe möchte sie mit einer neuen Begründung der Moral begegnen.

Hatte die Autorin mit der Entdeckung des Körpers ein Merkmal zur Unterscheidung der beiden Generationen gefunden, verdunkelte sich der Begriff doch in dem Augenblick, wo sie ihn zur Beschreibung der gegenwärtigen Jugend benutzen wollte: Diese zeichne sich durch eine Fülle ganz unterschiedlicher Einstellungen aus zwischen konventioneller Moral und sexueller Libertinage, so daß sich offenkundig keine befriedigende Einheit mehr herstellen ließ – eine Erkenntnis, die die Beobachterin besorgt registrierte. Sie empfand den Zwiespalt derjenigen, „die ... zwischen beiden Lebensformen“ stehen. Sie, die in der freieren Lebenspraxis der Jugendbewegung die entscheidende Prägung ihres Lebens erfahren und sich durch sie von der Generation ihrer Eltern unterschied, hatte doch nichts gemein mit denjenigen unter den Jungen, die keine Begrenzung ihrer Freiheit hinzunehmen bereit waren.

So bleibt die Verwendung des Generationenbegriffs ambivalent. Tiefreichende Veränderungen des Bewußtseins vollziehen sich eher langsam über die Jahrzehnte hinweg und prägen Mentalitäten in langfristigen Prozessen, die über die Generationenfolge hinausweisen. Das zeigt die Untersuchung der Haselünnerinnen: Bei allen Veränderungen in ihren Deutungen, Einstellungen und Zielen gibt es grundlegende Überzeugungen, die sich im zeitlichen Wandel durchhalten. Eine Verwendung des Generationenmodells in der geschichtswissenschaftlichen Forschung, das neben den Altersjahrgängen auch die jeweilige Lebenspraxis berücksichtigt, scheint mir sinnvoll, wenn die zugrundeliegenden langfristigen mentalen Wandlungen nicht außer Acht gelassen werden.